

Inhalt

Gunzelin Schmid Noerr, Waltraud Meints-Stender

Flucht – Migration – Asyl: Globale und lokale Dimensionen.
Zur Einleitung7

Interview mit Oskar Negt

„Wichtig sind Sinnhaftigkeit, Handhabbarkeit und Verstehbarkeit“ –
1945-47 als elternlose Kinder auf der Flucht11

Ethische, rechtliche und politische Rahmenbedingungen

Gunzelin Schmid Noerr

Migration – Staatliche Ausschlussrechte und individuelle
Menschenrechte. Was kann, wird und muss
einem Einwanderungsland zugemutet werden?27

Dorothee Frings

Flüchtlingsschutz – ein Menschenrecht?43

Waltraud Meints-Stender

Menschenrechte im Zeitalter globaler Flucht.
Reflexionen zu Staatsbürgerschaft, politischer Zugehörigkeit
und Teilhabe59

Ankommen im Aufnahmeland

Beate Küpper

Stimmungen gegenüber Geflüchteten als Spiegel
des Zustands der Gesellschaft73

Michael Borg-Laufs

Umgang mit Traumatisierung bei geflüchteten Kindern
und Jugendlichen95

Dieter Wälte, Deborah Gauert

Traumata von Flucht und Vertreibung – Hilfen durch Psychotherapie
und Beratung bei Posttraumatischer Belastungsstörung103

Astrid Krus

Bildungs- und Betreuungsangebote für Flüchtlingskinder –
Chancen und Herausforderungen125

Berichte aus der Praxis*Aida Kopic*

Psychomotorische Förderung für Kinder in Flüchtlingsunterkünften.....143

Interview mit Annette Windgasse„Möglichst früh psychische Erkrankungen erkennen“ –
Psychosoziale Beratung und Therapie für traumatisierte
und psychisch belastete Flüchtlinge.....151*Interview mit Saida Piecuch*„Wir sehen nicht die Zahlen, wir sehen die Menschen“ –
Flüchtlingsarbeit eines diakonischen Migrationsfachdienstes161*Interview mit Jochen Anderl-Breuer*„Die ganze Spannweite von hochbegabt bis problematische
Schulgeschichte“ – Unterstützung beim Ankommen
im deutschen Bildungssystem.....171*Interview mit Gabi Peterek*„Nicht nur für, sondern mit Flüchtlingen arbeiten“ –
Ehrenamtliche Hilfe in einer freien Initiative179

Die Autorinnen und Autoren.....189

Flucht – Migration – Asyl: Globale und lokale Dimensionen. Zur Einleitung

Gunzelin Schmid Noerr, Waltraud Meints-Stender

“The willingness of nations to work together not just for refugees but for the collective human interest is what’s being tested today, and it’s this spirit of unity that badly needs to prevail.” (Filippo Grandi, UN High Commissioner for Refugees)

Flucht – Migration – Asyl: kaum ein Themenkomplex bewegte die europäische Öffentlichkeit in den letzten Jahren so stark wie dieser. Hunderttausende von Flüchtlingen, die ihre Heimat verlassen mussten oder wollten, drängten auf verschiedenen Routen ins sichere Europa. Viele von ihnen ertranken im Meer oder strandeten an Grenzzäunen und kamen nicht weiter. Korrupte Polizisten und Militärs, Kidnapper und Schlepper machten und machen einträgliche Geschäfte. Obwohl wir fast täglich mit Nachrichten dieser Art konfrontiert werden, ist es schwer möglich und erträglich, sich in die Situation der Betroffenen für mehr als kurze Momente einzufühlen. Solidarisches Handeln hier und jetzt ist gefragt, aber es geht auch um grundsätzliche politische Entscheidungen und längerfristige Strategien. Die Situation der Flucht hat eine neue Dimension erhalten und kann offenbar mit den überkommenen Konzepten nicht gelöst werden. Neue politische Wege müssen entwickelt werden, die den neuen Realitäten entsprechen.

Dieses Drama ist nicht zu Ende, sondern wird inzwischen durch neue Maßnahmen der Abgrenzung nur weiter weg verlagert und kann so leichter aus dem Alltagsbewusstsein verdrängt werden. Die bloßen Zahlen beziehen sich auf Situationen des Elends, die konkret nicht mehr wirklich fassbar erscheinen. Nach dem jährlichen Bericht des Flüchtlingskommissariats der Vereinten Nationen (UNHCR) befanden sich 2015 mehr als 65 Millionen Menschen weltweit auf der Flucht. Pro Tag wurden (und werden weiterhin) 34.000 Menschen vertrieben, das sind 24 pro Minute. Zwei Drittel, das waren 41 Millionen, flohen innerhalb des eigenen Heimatlandes, während 21 Millionen ihr Land verlassen mussten. Etwa 3 Millionen beantragten aufgrund individueller Verfolgung Asyl. Nach Europa schafften es 4,4 Millionen, davon nahm allein die Türkei 2,5 Millionen auf. Mehr als die Hälfte von ihnen waren unter 18 Jahre alt, manche kamen allein und ohne Familie. Mehr als die Hälfte aller Flüchtlinge kamen zuletzt aus drei Ländern: Syrien, Afghanistan und Somalia. Darüber wird die andere knappe Hälfte, die aus zahlreichen, weniger im Fokus stehenden Ländern stammt, leicht vergessen.

Neben Kriegen, Bürgerkriegen und politischen Verfolgungen sind Armut und ökonomische Verwerfungen entscheidende Fluchtursachen. Vermehrt spielen auch die Folgen des Klimawandels, entsprechende menschengemachte Naturkatastrophen, eine Rolle. Diese verschiedenen Ursachen greifen oft auf fatale Weise ineinander und verstärken sich wechselseitig. Kriege wie der in Syrien sind auch Stellvertreterkriege, in denen verschiedene angrenzende sowie überregionale Mächte ihre politischen Interessen gegeneinander durchzusetzen versuchen. Deshalb mangelt es den Kriegsparteien kaum an Waffennachschub, auch und vor allem aus den westlichen Industrieländern. Diese sind auf fatale Weise auch an den wirtschaftlich bedingten Fluchtursachen beteiligt. Die Armutssituation ist in vielen Krisenregionen der Welt nicht nur durch die Unfähigkeit oder das Bereicherungshandeln der lokalen politisch-ökonomisch-militärischen Eliten bedingt, sondern auch durch die Folgen einer verfehlten Außenwirtschaftspolitik seitens der reicheren Industrieländer. Wenn diese beispielsweise durch die Ausfuhr subventionierter Agrarprodukte in ärmere Länder die dortigen Agrarmärkte untergraben oder der lokalen Fischerei durch Einsatz hochtechnisierter Fangflotten die Ressourcen entziehen, ist die Ausbreitung von Armut und damit die Erzeugung weiterer Fluchtursachen die naheliegende Folge. So fällt die Flüchtlingskrise den reicheren Industrieländern als mit verursachtes Problem gleichsam auf die eigenen Füße.

Wenn in den vergangenen Jahren von einer „Flüchtlingskrise“ die Rede war, dann bezieht sich die „Krise“ allenfalls auf den zeitweisen Verlust der Kontrolle und Normalität an den Grenzen und bei den institutionellen Voraussetzungen. Hinsichtlich der strukturellen Ursachen handelt es sich eher um einen Dauerzustand der globalen Verwerfungen. Schon in den letzten 20 Jahren belief sich die weltweite Flüchtlingszahl laut UNHCR pro Jahr regelmäßig auf über 40 Millionen. Seit 2013 stieg sie sprunghaft um mehr als ein Drittel auf die jetzige Höchstmarke an. Bedenkt man die Ursachen der Fluchtbewegungen, dann ist klar, dass Europa und die anderen wohlhabenden Weltregionen in den nächsten Jahren und Jahrzehnten weiterhin erstrebte Ziele von Migranten und Flüchtlingen sein werden. Kaum gewagt dürfte die Prognose sein, es handle sich um ein kommendes Jahrhundertproblem. Dessen Folgen und Lösungsmöglichkeiten sind noch weitgehend unabsehbar. Dies zu erkennen ist notwendig, um die objektive Größenordnung der Problematik abzuschätzen und einzuordnen. Im besten Fall kann dies dazu führen, sich den global verursachten und „vor Ort“ wirksamen Ursachen zuzuwenden, also nach geeigneten politischen und ökonomischen Maßnahmen zu suchen.

Die Fluchtbewegungen haben aber auch individuelle und lokale Dimensionen, die das Erleben und Handeln der Beteiligten hier und jetzt betreffen. Dabei geht es sowohl um die Geflüchteten, die hierzulande ankommen, als auch um diejenigen, die sich, sei es ehrenamtlich, sei es professionell, um diese kümmern, als auch um das gesellschaftliche und kulturelle Umfeld. In der

Hochphase der Migration und Flucht im Jahr 2015 erfuhren die hier Ankommenden vielfach bürgerschaftliche Solidarität, Unterstützung und Hilfe, bei anderen Ablehnung und Ressentiments bis hin zu tätlichen Übergriffen. Die Zahl der Angriffe auf Flüchtlingsunterkünfte stieg ständig, das Bundeskriminalamt zählte 2015 und 16 jeweils mehr als tausend. Das Aufnahmeland Deutschland hat eine besondere Geschichte mit Flüchtlingen. Unter der Nazi-herrschaft versuchten viele aus politischen und rassischen Gründen Verfolgte, in anderen Ländern Asyl zu finden, was längst nicht allen gelang. Nach dem Ende des von Deutschland angezettelten Zweiten Weltkriegs war, über Jahrzehnte hinweg, die Integration einer großen Anzahl von Flüchtlingen aus den ehemals deutschen Ostgebieten zu bewältigen. Was Flucht, Migration, auch Asyl bedeuten, war vielen Deutschen also durchaus einmal vertraut. An diese vergangenen Erfahrungen unter geschichtlich veränderten Bedingungen anzuknüpfen, dazu dient das den Beiträgen vorangestellte Interview mit dem Soziologen und Philosophen Oskar Negt, der selbst einst als unbegleiteter Jugendlicher auf der Flucht war.

Seit den Ereignissen vom Sommer und Herbst 2015 stellt sich dringender denn je die Frage, ob die bisherigen Konzepte der Integration und Inklusion nicht grundsätzlich überdacht werden müssen, um partizipatorische Handlungsmöglichkeiten, die diesen Namen verdienen, auf allen zivilgesellschaftlichen und institutionellen Ebenen zu schaffen. Um diese Dimension, um das Ankommen im Aufnahmeland, geht es in den Beiträgen des vorliegenden Bandes. Sie sind aus einer Veranstaltungsreihe am Fachbereich Sozialwesen der Hochschule Niederrhein in Mönchengladbach im Wintersemester 2015/16 hervorgegangen. Die theoretischen Beiträge gliedern sich in zwei Teile. Der erste Teil, *Politische, rechtliche und ethische Rahmenbedingungen*, befasst sich mit der Legitimation der Aufnahme von Flüchtenden. Diese Aufsätze knüpfen auf verschiedene Weise an die Ansprüche der Menschenrechte als Grundlage aller entsprechenden internationalen Vereinbarungen und nationalstaatlichen Verpflichtungen an. Der zweite Teil, *Ankommen im Aufnahmeland*, enthält zunächst einen sozialpsychologischen Beitrag, in dem die Stimmungen und Einstellungen der Einheimischen gegenüber den Ankommenden analysiert werden. Dabei werden die Meinungen zu den Flüchtlingen als Chiffre für das gesellschaftliche Selbstverständnis verstanden. Sodann folgen drei psychologische und sozialpädagogische Beiträge zu den traumatischen Folgen der Flucht und den Möglichkeiten ihrer Bewältigung, insbesondere bei Kindern und Jugendlichen.

In den letzten Jahren sind überall im Land zahlreiche, auch staatlich finanzierte oder geförderte Initiativen entstanden, die sich der kurzfristigen wie vor allem längerfristigen Bewältigung der Flucht- und Integrationsprobleme widmen. Das Konzept der Vorlesungsreihe, das auch in der Publikation erhalten bleiben sollte, bestand darin, theoretische Beiträge mit Erfahrungsberichten von Praktikern zu verbinden, die an derartigen Initiativen beteiligt sind. Die

ehrenamtlich und professionell Unterstützenden berichteten extemporierend über ihre Arbeit. Um die Erfahrungsberichte für die Publikation festzuhalten, wählten die meisten Beteiligten die Form eines nachträglichen Interviews. Die Niederschriften dieser Interviews bilden den dritten Teil des Bandes, *Berichte aus der Praxis*.

Diese Erfahrungsberichte veranschaulichen auf eigene, von den theoretischen Zugängen unterschiedliche Weise die Probleme des Ankommens und der gesellschaftlichen Voraussetzungen, indem sie Einblicke in den Alltag der Arbeit mit Geflüchteten geben. Von vornherein beanspruchen sie nicht, den Anforderungen einer bestimmten wissenschaftlichen Empirie zu genügen, sind weder „reliabel“ (zuverlässig messend) noch „valide“ (das genau messend, was behauptet wird) noch „objektiv“ (unabhängig vom Berichtenden). Es geht ihnen weder um Messung noch Repräsentativität, sondern um die teils unmittelbare, teils stellvertretende Deutung der Erfahrung von Betroffenen. Sie geben keine abschließenden Antworten, wohl aber Hinweise auf Fragestellungen und weitere Problemfelder. Sie vermitteln Einblicke in den Alltag des bürgergesellschaftlichen Engagements und der Tätigkeit der Fachkräfte mit einer Anschaulichkeit, die den verallgemeinernden theoretischen Aussagen so kaum möglich ist.

Die Interviews wurden im Sommer 2016 geführt. Es sind gewissermaßen Momentaufnahmen in einer Phase, in der die Anzahl der Geflüchteten wie auch die der Unterstützenden wieder zurückging. Die Arbeit der professionellen und zivilgesellschaftlichen Kräfte verminderte sich dadurch nicht, verteilte sich aber auf weniger Betroffene, die nun angemessener unterstützt werden konnten. Dabei war es erforderlich, sich mit den härter werdenden Realitäten des mehrfach verschärften Ausländer- und Asylrechts auseinanderzusetzen. Seither änderte sich das gesellschaftliche Klima weiter. War schon nach den sexuellen Übergriffen auf Passantinnen in der Silvesternacht 2015 in Köln die allgemeine Stimmung in Angst und Ablehnung umgeschlagen, so taten Wahlerfolge der rechten Populisten, einzelne Attacken von Asylbewerbern auf Passanten und schließlich das Attentat eines (abgelehnten, sich aber weiterhin in Deutschland aufhaltenden) tunesischen Asylbewerbers auf einem Berliner Weihnachtsmarkt im Dezember 2016 ein Übriges. Den Stimmungswandel bekamen auch die zivilgesellschaftlichen Akteure zu spüren, die sich seither zunehmend Anfeindungen von Nationalisten ausgesetzt sehen.

Wir danken dem Dekanat des Fachbereichs Sozialwesen der Hochschule Niederrhein, Mönchengladbach, für die finanzielle Unterstützung bei den Transkriptionen der Interviews, Maria Jackschatz danken wir für die Unterstützung bei der Durchführung der Interviews

„Wichtig sind Sinnhaftigkeit, Handhabbarkeit und Verstehbarkeit“ – 1945-47 als elternlose Kinder auf der Flucht

Interview mit Oskar Negt, geführt von Waltraud Meints-Stender
und Gunzelin Schmid Noerr

Oskar Negt, Jahrgang 1934, floh im Winter 1945 zusammen mit zwei seiner jugendlichen Schwestern ohne Eltern von Kapkeim, Ostpreußen, nach Dänemark, wo sie bis 1947 interniert wurden. Danach konnten die Kinder zu den Eltern kommen, die in der Nähe von Berlin auf einem Neubauernhof siedelten. 1955 floh die Familie erneut, diesmal von der DDR in die BRD. Negt berichtet darüber in seiner Autobiographie.¹

Wie verlief die Flucht aus eurem Heimatdorf in Ostpreußen?

Für viele Bewohner Ostpreußens galt es lange einfach als Negativpropaganda, dass die Russen innerhalb kürzester Zeit ganz Ostpreußen einnehmen würden. Mein Vater war noch beim Volkssturm, er befahl einen Bauerntrupp, so fünf, sechs oder sieben Bauern, die Gräben ausheben sollten, was ein unsinniges Unternehmen war, weil diese russischen T34-Panzer, die moderner als die deutschen Panzer waren, durch jede Aushebung hinweg fuhren. Wir hatten vom Krieg eigentlich noch nicht richtig was mitbekommen. Als meine Mutter dann sagte, wir müssen mal über die Flucht reden mit den älteren Geschwistern, war klar, dass es jetzt dringend wird. Der Fluchtplan bestand darin, dass die Jüngsten mit dem Zug nach Berlin vorfahren sollten. Meine älteste Schwester Irmgard, die im Haushalt und in der Bäckerei von Verwandten in Berlin arbeitete, war jetzt der Bezugspunkt für alle Tätigkeiten meiner Eltern. Dann kam die strategische Aufteilung: Wie viele gehen denn in so einen Planwagen? Wenn man fünf, sechs Kinder da reinpackt und die entsprechenden Utensilien, die dazugehören, ist der Wagen voll. Also die jüngsten drei sollten nach Berlin vorfahren. An sich hätte mein Bruder Gerhard dabei sein müssen, aber der konnte mit den Pferden am besten umgehen, auf den konnte meine Mutter gar nicht verzichten, obwohl er mit 15 Jahren auch noch nicht erwachsen war.

Also Ursel und Margot und ich als die Jüngsten steigen in Groß Lindenau, das war die nächste Bahnstation, in den Zug ein. Aber auf der Fahrt gibt es einen gewaltigen Knall, wir werden aus dem Waggon hinaus in den Schnee

¹ Oskar Negt, Überlebensglück. Eine autobiographische Spurensuche. Göttingen 2016.

geschleudert. Eine Lokomotive ist frontal in den Zug hineingefahren. Wir sind drei oder vier Tage lang festgesetzt. Dann fährt der Zug wieder los. Wir sehen, dass Mütter noch auf den Zug zulaufen, nachdem sie irgendwas beschafft hatten, Holz oder so was. Die sehen, dass ihre Kinder in dem Zug sind und ihre Eltern verlieren. Da beginnt im Grunde die Tragödienerfahrung für mich.

In deinem Buch schreibst du: Dieser Tag der Trennung von den Eltern war das Ende der Kindheit.

Ja. Die Flucht ist natürlich mit verschiedenen Ängsten verknüpft, aber diese hatten einen ganz klar benennbaren Beginn. Also dieser 25. Januar 1945, der Beginn der Flucht und der Versuch, die Familie so auszustatten, dass sie die nächsten Tage überleben kann – und plötzlich ist alles weg. Das ist natürlich für jemanden wie mich, dem nie irgendwas weggenommen wurde, dem ein Bauernhof verfügbar war für Spiele, Essen und Trinken, eine sehr bittere Anfangserfahrung. Ein weiterer Punkt ist: die Orientierung geht verloren. Als wir in Königsberg auf dem Bahnhof ankommen und fragen, auf welchem Gleis der Zug fährt, will sich der Bahnbeamte totlachen. Es fährt kein Zug mehr nach Berlin. Jetzt sind wir eingeschlossen, eingekerkert. Wir müssen jetzt irgendwie selber anfangen nachzudenken. Da ist niemand, der uns schützt, da ist niemand, der uns organisiert. Die Wege sind alle kaputt.

Du schreibst an einer Stelle, dass angesichts der vielen Toten, die ihr gesehen habt, die Angst vor dem eigenen Tod verschwindet.

Jedenfalls habe ich das so erfahren. Königsberg war eine richtige Totenstadt. Also die Leichen lagen überall rum. Natürlich, es war 20 Grad unter null, die konnten nicht beerdigt werden, und diese Atmosphäre des Toten hat sich bei mir niedergeschlagen. Ich hatte, glaube ich, die Idee, wenn man tot ist, kann man nicht mehr sterben. Das ist natürlich jetzt so hinterher konstruiert, aber das Gefühl, irgendwo in einer Ecke zu sitzen, sich zurückzuziehen und abzuwarten, was passiert, ist meine Überlebenstaktik gewesen.

Das kritisiert meine Frau heute noch, also wenn es mir zu viel wird mit Problemen, es ist egal, ob es politische oder andere Probleme sind, lege ich mich hin und falle in einen Tiefschlaf. Es gibt viele Leute, die können dann nicht schlafen. Ich schalte so ab, dass ich in einen Tiefschlaf versinke und mich auf diese Weise regeneriere.

Du warst wenigstens nicht ganz allein.

Meine Schwestern, 15 und 16, also auch nicht sehr alt, entwickelten innerhalb von Stunden einen Plan. Wir sollten nach Berlin. Wir hatten nicht den Plan gehabt, in Königsberg irgendwelche Hilfstruppen zu organisieren. Innerhalb von Stunden mussten sich meine Schwestern entscheiden: Was machen wir jetzt? Wir stehen da auf dem Bahnhof, da ist keine Organisation, die jemanden auffängt. Es war dort ziemlich leer, weil alle, die angekommen waren auf dem Königsberger Nordbahnhof, darüber belehrt worden sind, dass kein Zug mehr fährt. Die Züge standen da und bewegten sich nicht. Diese Aussichtslosigkeit, sich einen Raum zu verschaffen, in dem man sich bewegen kann, ist schrecklich. Das ist das eigentlich Traumatische. Aaron Antonovsky hat versucht zu erklären, warum bestimmte KZ-Überlebende keine traumatischen Folgen hatten und andere wiederum sehr starke. Ich halte die drei Punkte, die Antonovsky aufzählt, für sehr wichtig: Sinnhaftigkeit, Handhabbarkeit, Verstehbarkeit.² Sobald man anfängt, das Schicksal nur zu beklagen, kommt man innerlich nicht mehr raus.

Kannst du das an der Situation in Königsberg nochmal verdeutlichen?

Nehmen wir mal die Verstehbarkeit. Meine Geschwister dachten sofort darüber nach: wir müssen jemanden aufsuchen, der uns erklärt, was irgendwie möglich ist an Handlungen. Die Verstehbarkeit hat etwas zu tun mit der Möglichkeit der Hilfe: Wer könnte uns denn helfen? Wir haben dabei in Bahnhofsecken oder so gesessen und richtig konferiert: Was müssen wir jetzt machen, was bedeutet es, die Lehrer aufzusuchen, was könnte das bringen? Wir trafen zu dritt die Entscheidung, die Personen aufzusuchen, bei denen Margot und Ursel in der Schule und in der Lehre gewesen waren. Wir suchten zunächst die uns bekannten Orte und die uns geläufigen Personen auf. Aber die muss man natürlich haben. Das ist zum Beispiel ein Unterschied zum Flüchtlingsdasein von Leuten, die jetzt aus Griechenland oder irgendwo anders herkommen. Die haben hier ja meistens keine vertrauenswürdigen Bezugspersonen.

Ihr suchtet also nach den existierenden verlässlichen Bezügen zu anderen Menschen.

Ja. Also wir haben nicht primär Organisationen aufgesucht. Meine beiden Schwestern verständigten sich: Wo gehen wir jetzt hin? Wir gehen zu der Mittelschullehrerin und dem Rektor. Da sind wir dann hingewandert, haben einen halben Tag gebraucht, um dahin zu kommen, weil die Straßen, die meine

² Vgl. Aaron Antonovsky, Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen 1997 [Anm. d. Hrsg.].

Schwestern kannten, zerstört waren. Es bedurfte einer großen Anstrengung, dahin zu kommen. Der Rektor der Mittelschule empfahl uns, uns in einem Kinderheim als elternlose Kinder registrieren zu lassen. Komischerweise funktionieren in einem solchen Chaos bestimmte Dinge so, als ob überhaupt nichts geschehen wäre. Die Registrierung elternloser Kinder funktionierte noch in Königsberg, obwohl es überhaupt nicht erkennbar war, was das für einen Sinn hatte. Der Rektor setzte unsere Geburtsdaten jeweils ein Jahr herunter, weil die Schwestern ein bisschen zu alt waren und nicht mehr als Kinder betrachtet worden wären. Dazu kam das Problem, dass wir zu dritt waren. Im Kinderheim, das nicht mehr ein reines Kinderheim war, gab es Jungenbarracken und Mädchenbaracken. In das Kinderheim kommt ein Leutnant und sucht nach Frauen, die in der Küche der Flakkompanie arbeiten sollen. Das hatte alles irgendwie gespenstische Dimensionen: eine Flakkompanie, die im Grunde nur noch Übungen machen konnte, aber immerhin aus 100 bis 150 jungen Leuten von zehn bis zwanzig Jahren bestand. Die wollen Mädchen haben für die Küche. Meine Schwestern melden sich. Die Idee meiner Schwestern war, jede Veränderung ist besser als sich festzusetzen. Da sagt die Betreuerin dieses Heims: Das ist ein Problem, die haben doch einen Jungen dabei und die dürfen wir nicht mehr trennen. Auch das ist noch so etwas wie eine Normalität. Da sagt der Leutnant: Das ist kein Problem, der kriegt eben die kleinste Uniform. Ich bin dann also Flakhelfer mit zehn geworden. Ich gehörte jetzt zu einem Kollektiv.

War das auch ein Stück Sinnhaftigkeit als Überlebenshilfe?

Darüber habe ich noch nicht so richtig nachgedacht, aber du bringst mich auf den Gedanken. Das Schlimmste ist ja, abgetrennt und isoliert zu sein. Wir haben immer versucht, irgendwie einen kollektiven Zusammenhang herzustellen. Diese Königsberg-Zeit hat sechs Wochen gedauert, aber sechs Wochen in einer „Festung“³ zu sitzen, ist eine schreckliche Zeit. Während dieser Zeit wurden in der Flakkompanie Übungen gemacht. Ich und ein zweiter Junge, der war vielleicht ein Jahr älter, auch mit einer Schwester, marschierten immer mit und wurden so als Maskottchen mitgeführt. Als wir in die Kleiderkammer kamen, gab es ein schallendes Gegröle und Gelächter. Die Soldaten machten sich lustig über des Führers letztes Aufgebot. Wir probierten die kleinsten Uniformen. Die Uniform, die ich dann bekommen habe, habe ich die ganze Dänemark-Zeit noch angezogen, weil das vorzügliche Qualität war.

3 Gegen Ende des Krieges ließ Hitler verschiedene Orte, so auch Königsberg, zu „Festungen“ erklären, um militärische Rückzüge auszuschließen und jeweils eine besonders hartnäckige Verteidigung zu fordern. Die sinnlosen Durchhalteparolen führten zu militärischer Einschließung, Kesselschlachten und besonders hohen Verlusten [Anm. d. Hrsg.].

Inwiefern erlebst du Sinnhaftigkeit?

Sinnhaftigkeit schon im Sinne dieses Kollektivs, aber vor allem des Überlebens. Wir waren alle drei der Auffassung, wir überleben, die Familie überlebt. Ich war sicher, dass ich überlebe aufgrund des Schutzes und des Grundvertrauens, das ich gegenüber den Entscheidungen meiner Schwestern hatte. Ich glaube, bei diesem „Überlebensglück“ (wenn ich jetzt mal den Titel meines Buches nehme) müssen Grundvertrauensverhältnisse hergestellt sein. Bei einem Menschen, der daran zweifelt zu überleben, ist die Wahrscheinlichkeit ziemlich groß, dass er nicht überlebt. Die Suche nach Überlebenschancen verlangt große Anstrengungen und verzehrt viel Energie. Wenn man sich in einem Zustand befindet, in dem die meiste Lebensenergie dafür verbraucht wird, ihn bloß zu erhalten, dann ist ein darüber hinausgehendes Versuchsverhalten weitgehend blockiert. Wenn man da sitzt und sein Schicksal betrauert und sich in einem stationären Zusammenhang fixiert, geht viel Energie verloren, die an anderer Stelle nicht mehr verwendbar ist. Die traumatischen Fixierungen haben die Funktion, Bewegung im Stillstand zu bewirken. Man rotiert gewissermaßen auf derselben Stelle. Dagegen konnten meine Schwestern auch die räumlichen Gebiete erkunden.

Worauf beruhte dein Vertrauen und das deiner Schwestern? Auf Erfahrungen der Kindheit?

Ja. Es geht um eine Grundausrüstung, die in bestimmten Situationen reaktiviert werden kann, die nicht erst hergestellt werden kann. Ein bisschen von dem, was Anna Freud bei Kriegskindern analysiert,⁴ haben meine Schwestern und ich praktiziert. Meine Schwestern haben ihre Ängste, die mit Sicherheit auch dagewesen sind, nicht weitergegeben. Wenn das der Fall ist, ist eine gewisse Stabilität in der Bewältigung der Situation da. Man kann allerdings nicht allgemein sagen: Dort, wo die Grundbeziehungen einigermaßen intakt sind, wachsen die Überlebenschancen. Denn das hängt von vielen Bedingungen ab. In unserem Fall davon, dass so ein BDM-Mädchen⁵ auf uns zukommt, eine Liste hat und unsere Namen für einen Schiffstransport von Pillau über die Ostsee vorliest. Elternlose Kinder gehörten nach verwundeten Soldaten und Müttern mit Kleinkindern zu einer bevorzugten Kategorie. Ich weiß nicht, welchen Auftrag das BDM-Mädchen hatte. Ich habe auch daran gedacht, dass sie überhaupt keinen hatte, vielleicht irgendein Papier mit Stempel hatte und jetzt eine Aufgabe übernahm, die niemand unterbinden konnte, weil jeder Angst hatte, eine offizielle Person anzugreifen. Die marschierte da mit 20 oder 22 Leuten

4 Vgl. Anna Freud, Kriegskinder. Berichte aus den Kriegskinderheimen »Hampstead Nurseries« 1941 und 1942. In: Schriften Bd. II. München 1980 [Anm. d. Hrsg.].

5 Der Bund Deutscher Mädel war eine nationalsozialistische Jugendorganisation, der weibliche Zweig der sog. Hitler-Jugend [Anm. d. Hrsg.].

immer durch. Wir wussten nicht warum. Also mit anderen Worten: Dieses Überlebensglück hat auch noch eine andere Bedeutung.

Es muss auch auf eine Person treffen, die es aufgreift.

So ist es. Die einen strahlen Bedürftigkeit und Notwendigkeit aus, und andere strahlen das nicht aus. Für meine Schwestern war es sehr wichtig, dass sie nach Situationen gesucht haben, wo Handlungsmöglichkeiten bestehen. Also haben sie in der Küche gearbeitet, haben sich angeboten, und das ging so weiter bis nach Dänemark.

War die Angst, die Todesangst, damit gebannt?

Ich glaube, die war weg. Auch auf dem Schiff haben wir Leichen gesehen. Man hat die Leichen aus dem Oberteil des Schiffes einfach rausgeworfen. Man ist umgeben gewesen von Toten.

Hat das die eigene Angst befördert?

Ich weiß nicht mehr, welche Gefühle ich hatte. Ich hatte jedenfalls, wie gesagt, das Gefühl: wenn man schon tot ist, kann man nicht mehr sterben. So eine verdrehte Form des Todesmutes. Am 30. Januar 1945 ist die *Wilhelm Gustloff* untergegangen.⁶ Wenn bekannt gewesen wäre, dass die großen Schiffe besonders gefährdet waren, hätte das ein ganz anderes Verhalten der Flüchtlinge bewirkt. Die strömten auf die großen Schiffe. Und warum wir nicht? Das ist schwer zu sagen. Jedenfalls sind die großen Schiffe fast alle torpediert worden. Man kann das auch unter rationalen Gesichtspunkten sehen: Die Torpedos waren viel zu teuer, um auf kleine Schiffe wie unseres abgefeuert zu werden.

Wir kamen unbeschadet nach Dänemark, das noch von den Deutschen besetzt war. Von Kopenhagen aus ging es mit dem Zug in ein kleines Flüchtlingslager in Agger an der dänischen Nordseeküste.

Wie erging es in der Zwischenzeit dem Rest der Familie?

Das Ziel war ja Berlin. Meine älteste Schwester Irmgard war da. Die Flucht meiner Eltern ist nochmal anders verlaufen als meine. Die verläuft so, dass sie mit Pferd und Wagen praktisch bis Norddeutschland kommen, dann wieder

⁶ Mit diesem Schiff (ursprünglich ein Kreuzfahrtschiff der NS-Organisation „Kraft durch Freude“) sollten von Gotenhafen aus etwa 2000 Soldaten und 8000 Zivilisten evakuiert werden. Es wurde von einem sowjetischen U-Boot versenkt. Etwa 8800 Personen ertranken [Anm. d. Hrsg.].

nach Berlin zurück müssen und dann aufgrund der Bodenreform eine Neubauernwirtschaft in Altfinkenkrug bekommen. Wir erfahren inzwischen, dass unsere Eltern leben. Auch das ist ein Ergebnis des Roten Kreuzes. Mein Vater hat das zustande gebracht.

Zur Familie kamt ihr aber erst viel später zurück.

Ja. Nach dem Kriegsende wurde jetzt aber um das Lager in Agger Stacheldraht gezogen, wir wurden auf einmal interniert und als Gefangene behandelt. Wir wollten nach Berlin, durften da aber nicht hin, weil die Alliierten beschlossen hatten, dass nur solche Flüchtlinge zurückgeführt werden können, die Wohnung und Arbeit haben. Wir sind dann noch zweieinhalb Jahre dort festgehalten worden, aufgrund des Alliiertenbeschlusses. Für mich war diese letzte Phase des Dänemark-Aufenthalts mit einer Glückszeit verknüpft. Ich konnte mit meiner Schwester Ursel, die sich für die Küche des Marinestützpunktes Frederikshavn bereiterklärt hatte, verschiedentlich dorthin mitfahren. Ich saß dort auf einem großen Turm, war zwar interniert, aber ich hatte einen weiten Meerblick und konnte die Neunte Symphonie von Beethoven hören. Meine Schwester Ursel lernte dort ihren späteren Mann kennen, der erst vor drei Jahren gestorben ist.

Im Lager habe ich so etwas wie ein Projekt gegründet: Kinderspielzeug für Weihnachten herstellen. Ich machte das mit fünf, sechs anderen, die ich überzeugen musste, dass es sinnvoll ist, etwas zu tun, was für die anderen sichtbar ist, während wir zunächst den ganzen Tag Fußball gespielt hatten, weil keine Schule war. Diese Projektbezogenheit spielt bei mir schon früh eine Rolle

Wir kamen dann endlich nach Altfinkenkrug bei Berlin zu den Eltern. Dort hatten wir den Status von Neusiedlern. Ich war scheinbar angekommen. Aber vier Jahre später mussten wir ein zweites Mal flüchten. Für meine Eltern war die zweite Flucht viel schlimmer als die erste, was damit zu tun hatte, dass mein Vater so ein kurioser Sozialdemokrat war, der überhaupt nicht verstehen konnte, dass die SED nicht mit alten Sozialdemokraten zurechtkommen konnte.

Warum war diese zweite Flucht schlimmer als die erste?

Die erste Flucht war für meinen Vater und die Familie die Strafe für den Überfall auf die Sowjetunion. Das haben die auch deutlich so gesagt. Mein Vater war schon vor Stalingrad⁷ der absoluten Überzeugung, dass das nicht gut ging. Er hatte sich darüber mit einigen Kommunisten verständigt, mit dem Schmied zum Beispiel, den meine Mutter hasste, weil der immer Propagandamaterial in

7 Die für die deutsche Armee vernichtende Schlacht von Stalingrad Anfang 1943 war der entscheidende Wendepunkt des Feldzugs gegen die Sowjetunion [Anm. d. Hrsg.].

unseren Garten warf und uns damit auch gefährdete. Aber der war der absoluten Überzeugung: das ist die Strafe für den Überfall auf die Sowjetunion. Dagegen war die zweite Flucht aus der DDR durch sinnlose Ereignisse erzwungen. Mein Vater wurde als ostpreußischer Kleinbauer zunächst hofiert. Ich glaube, er war 1918 der einzige in Ostpreußen, der als Sozialdemokrat im Arbeiter- und Soldatenrat war. Seitdem war er Mitglied der Partei. Er hat sich für diese Partei entschieden und da wollte er auch bleiben. Er wollte nicht zur SED. Das begann schon gefährlich zu werden. Da hat er gesagt: Bevor wir hier noch ins Gefängnis kommen, hauen wir einfach ab. Er hat alles an seinen Nachbarn verkauft und meine Bücher, also die Lexika, die ich auf dem Schwarzmarkt erworben hatte, vorher rüber geschafft.

Kommen wir noch einmal auf die Zeit der Internierung in Dänemark zurück. Warum wurden die deutschen Ostflüchtlinge so lange festgehalten?

Das hatte nicht nur mit den deutschen Verhältnissen zu tun. Die Dänen haben die Hälfte ihres Haushalts für die Flüchtlinge ausgegeben. Es waren 250.000 Flüchtlinge, die den vier Millionen Einwohnern da beschert wurden in den letzten acht Wochen des Krieges. Eine wahnsinnige Hypothek. Es gab kein Hotel, keine Schule, keine Turnhalle, die nicht von Deutschen besetzt war. Nach Kriegsende sind die nicht mehr freundlich behandelt worden. Wir haben hinter Stacheldraht gesessen. Aber wir haben nicht gehungert und sind auch nicht misshandelt worden.

Warum haben die Dänen die deutschen Internierten – zumeist Frauen und Kinder, die mit dem Krieg direkt gar nichts zu tun hatten – nicht einfach nach Hause geschickt?

Wir hatten den Eindruck, dass es eine Strafaktion ist.

Eine Strafaktion, um sich selbst, psychisch gesehen, reinzuwaschen?

So ist es. Es ist ja eine sehr merkwürdige Sache, die dänische Kollaboration mit Deutschland. Die Westalliierten haben Dänemark als Kollaborationsregime betrachtet. Auf der Londoner Schuldenkonferenz von 1953 wurde eine dänische Kostenrechnung von 460 Millionen Kronen präsentiert. Ich hatte bis zur Beschäftigung mit diesen Dingen den Eindruck, dass Adenauer diese Forderung auf 146 Millionen reduziert hat. Jetzt ist mir aber klargeworden, dass das nicht stimmt, sondern dass die Alliierten gesagt haben: wir haben es mit einem Kollaborationsregime zu tun, das selber von der deutschen Besetzung profitiert hat, zum Beispiel die Zementindustrie. Diese idiotischen Bunker, die gebaut worden sind, waren Auftragsbunker der dänischen Regierung. Die dänische Armee, zwei vorzüglich modernisierte Divisionen, hat schon nach zwei